

sich wieder heraus. Im Übrigen weiß man, daß es Italien nicht an Gold fehlt, sondern der Bevölkerung nur aller Unternehmungsgeist mangelt und lediglich deshalb fremdes Capital so reichlich gefunden hat. Als sich der Staat, überwiegend aus politischen Gründen, die Ausführung der für die Entwicklung von Handel und Verkehr erforderlichen Aufgaben reservierte und der privaten Initiative entzog, hat er im entscheidenden Momente den Unternehmungsgestir der Bevölkerung unterbunden und ihn an seiner wesentlichsten Betätigung gehindert. Später haben ihm der Fiscalismus des italienischen Steuerwesens und die Furcht vor Monopolen den Rest gegeben, so daß in Italien noch heute — und nicht nur in der ungebildeten Bevölkerung — kaum glaubliche Theaurierungen erfolgen. Gold wird aber für die Volkswirtschaft dann erst nutzbringend, wenn es in der Production Verwendung findet; so lange es nur als Verwahrungsmittel dient, ist seine volkswirtschaftliche Bedeutung nicht größer, als diejenige eines kostbaren Schmuckes, das dazu bestimmt ist, bei festlichen Gelegenheiten den Hals einer schönen Frau zu schmücken. Es wäre für die italienische Volkswirtschaft viel gewinnlicher, wenn die nicht unerheblichen Beträge haren Geldes, welche sich in den Einzelwirtschaften unthätig vorfinden, in Capital verwandelt würden. Aber dazu ist nicht eher Aussicht vorhanden, als bis mit der gegenwärtigen Finanzpolitik definitiv gebrochen wird, deren Quintessenz die stetige Fortentwicklung eines beispiellos ungerechten und deshalb volkswirtschaftlich geradezu verhängnisvollen Systems ist. Wie in der italienischen Politik überhaupt, so ist auch in der Steuerpolitik kein volkreunliches Element zu entdecken und wie jene die höchste Krystallisation eines selbstsüchtigen Classenregimentes darstellt, ist auch das italienische Steuerwesen ein kunstvolles Gebilde, das die im Parlamente maßgebende Minorität in der Absicht konstruiert hat, von der Aufbringung der öffentlichen Kosten möglichst verschont zu bleiben. Das Kennzeichen dieses Systems ist die hohe Entwicklung der indirecten Steuern und eine Gestaltung der directen Steuern, welche den Armen und Unbemittelten sicher trifft, dem Reichen und Wohlhabenden dagegen fast ebenso sicher ermäßigt, sich von der Steuer zu befreien, wenn er nur vorsichtig genug ist, sein Vermögen nicht in italienischen Werten anzulegen. Gemäß dem Grundgedanken dieses Systems sind natürlich die Lebensmittel, zumal Salz, sehr stark belastet, was ja ein probates Mittel ist, die öffentlichen Kosten über Gebühr auf die Schultern der breiten Massen zu laden, aber auch, wie die revolutionäre Erhebung des sicilianischen Volkes im letzten Winter lehrt, ein sehr gefährliches Mittel, und politische, wie sociale Rücksichten sollten die italienische Regierung endlich dahin bringen, die Besteuerung der Lebensmittel nach Möglichkeit zu beschränken und den Ackerbau, welcher die Haupterwerbsequelle des Volkes ist, von der unerträglichen Belastung, unter der er völlig zusammenbrechen muß, zu befreien. Die Grundsteuer in ihrer jetzigen Gestalt und Höhe ist das sicherste Mittel zur Proletarisierung der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Wer sie nicht zahlen kann, wird häufig um winziger Beträge willen — von Haus und Hof gejagt und stößt zu dem großen Heere derer, die durch kein Band mehr mit der Gesellschaft zusammenhängen. Schülfe die Regierung auf diesem Gebiete erträgliche Zustände, so würde vermuthlich manches heute ungenutzte Capital der Landwirtschaft zugeführt und diese könnte allmählich wieder auf eine Höhe gehoben werden, bei welcher die überwiegende Majorität des italienischen Volkes bei mäßiger Arbeit eine befriedigende Existenz finden würde. Es war einer der folgenschwersten Fehler der italienischen Staatskunst, als sie sich zur künstlichen Bildung von Industrien, für welche die Voraussetzungen fehlen, dem Schutzoll zuwandte, nun alles Verlaß für das Land von der Industrie erhoffte und die Landwirtschaft vollkommen vernachlässigte. Italien kann seine wirtschaftliche Erhebung nur von der Landwirtschaft und von einer gerechten Vertheilung der Steuern, zumal auch von der Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer, erwarten. Alles andere, was in den letzten Jahren von den verschiedenen Finanzministern, dem gegenwärtigen nicht ausgenommen, versucht worden ist oder nach diesem Vorbild unternommen werden sollte, ist Stillwerk und kann Italien nicht retten. Jeder grünblinlichen Reform wird sich allerdings in seinen Classeninteressen bedrohte Parlament mit allen Mitteln widersetzen, und es ist recht zweifelhaft, ob es der Regierung gelingen würde, diesen Widerstand zu brechen, nachdem sie selbst den bescheidenen und schlichtesten Versuch einer allgemeinen Einkommensteuer, den Herr Sonnino dem Parlamente unterbreitete, vor der widerstrebenden Kammer nicht behaupten konnte.

Rom.

Dr. M. Grünwald.

Der Abonnent.

In vielen Redactionen leht eine wunderliche Scene immer wieder. Ein Neuling, der noch das Geschäft nicht kennt und erst erzogen werden soll, aber ungehört nach Thaten drängt, kommt aufgereg, sucht den Chef und bringt etwas. Er glaubt ohne Annäherung sagen zu dürfen, daß ihm da doch wohl Ungewöhnliches und Außerordentliches gelungen, recht aus dem vollen Herzen, von großen und besonderen Gedanken, in der würdevollsten Form. Er räuspert sich und liest es vor. Der Chef, der immer eine Savanna und immer keine Zeit hat, hört erst kaum, noch bei seinen Briefen und Correcturen. Aber dann stutzt er, lauscht, sieht auf, schmunzelt, wiegt sich, nickt. Man merkt, daß es ihm gefällt. Die Stimme des Neophyten schwillt mächtig. Es ist ein angenehmer, ja erhabener Moment.

Dann läßt der große Chef einen kleinen Chef kommen, einen von den alten und bewährten Redacturen, nimmt die Schrift und liest nun selber vor. Der alte Redacteur hört geduldig und milde. Aber bald stutzt auch er, lauscht, sieht aus den traurigen, leeren Augen verwundert auf, schmunzelt leise und nickt. Der Debutant lacht. Und der große Chef sagt: „Na, was meinen Sie? Kenne ich meine Leute? Weiß ich Talente zu finden? Der reine Paube des Journalismus! Das ist doch einfach glänzend! Wie? Was? Nur so laut, junger Freund! Da kann es nicht fehlen!“

Und der kleine Chef: „Alle Achtung! Ich gratuliere Ihnen. Es ist wirklich glänzend. Junger Mann — Achtung! Schade, daß man es nicht drucken kann!“

Und der große Chef sagt: „Natürlich — das! Aber es soll ja auch nur eine Probe sein!“ Und er glänzt sich eine neue Savanna an, nimmt die Schrift und wirft sie in den Korb.

Da stammelt der schlichteste Neuling, ganz verzagt und dumm. „Ja aber warum denn — wenn Sie doch selber sagen, daß es so glänzend ist — warum wird es denn dann nicht gedruckt?“

Jetzt lachen sie herzlich, der große Chef und der kleine Chef. „Man sieht, daß Sie halt doch noch keine Ahnung haben! Wo denken Sie denn hin? Sie vergessen den Abonnenten!“ Und der Redacteur erklärt: „Der Abonnent macht die Zeitung. Er zahlt. Also müssen wir ihm dienen. Wir müssen liefern, was ihm paßt, ganz wie Schuster und Schneider. Das mag widerlich sein. Aber es ist unvermeidlich. Es liegt im Wesen der Presse. Wer es nicht kann, ist eben kein Journalist. Der Journalist muß für den Abonnenten schreiben, nicht für die Redacturen!“

Der andere möchte sich kleinlaut verteidigen: „Ja — das glaube ich schon. Das ist ja auch ganz natürlich. Aber was hat denn das alles mit meinem Artikel zu thun? Ich thue doch dem Abonnenten nichts. Was steht denn da, was ihn beleidigen sollte? Ich sage einfach meine Meinung und —“

„Aber Unglücklicher! Haben Sie eine Vorstellung von dem Abonnenten! Das ist es ja gerade, was er nicht verträgt! Ihre Meinung! Das fehlte ihm gerade! Was geht ihn Ihre Meinung an? Seine Meinung will er hören. Wir dürfen nicht schreiben, was wir denken. Wir müssen schreiben, was er denkt. Und weil er seit dreißig Jahren immer das Nämliche denkt, müssen wir seit dreißig Jahren immer das Nämliche schreiben. Das ist unser ganzes Geheimnis. Begreifen Sie jetzt? Begreifen Sie Ihr Verbrechen? Sie haben einen Artikel geschrieben, den der Abonnent noch nicht gelesen hat! Verstehen Sie, was das heißt? Das heißt eine Revolution. Das heißt das Ende aller Gesetze und Sitten. Das heißt das Chaos. Mit Steinen und Eisen käme uns morgen der Abonnent. Na, ich danke! Aber trösten Sie sich nur! Sie werden es schon auch noch lernen. Kein Meister fällt vom Himmel. Kommt Zeit, kommt Rath. Wir waren alle einmal so. Man gibt es schon billiger, wenn man nur erst ein bißchen älter, klüger ist. Sie werden auch die Welt nicht ändern. Wozu auch? Man kann ja deswegen immer noch Talent haben. Man darf es nur nicht zeigen. Sie werden es schon auch noch lernen.“

Und der Neuling schweigt, geht und — lernt.

Der Abonnent, was der zornige Benilott la plöbe lisants nannte, gilt vielen als der Herr der Presse. Immer wird nur gefragt: Was sagt der Abonnent? Seine Laune zu treffen und ihr in gefälligen Formen zu dienen, gilt als die ganze Kunst der Zeitung. Wer für seine Wünsche das feinste und reichste Gehör hat, ist der große Journalist. Die Zeit, die er an seine eigene Meinung vergeudet, zieht man ihm an der Gage ab. Eine Sache ist unmöglich, wenn es heißt: das will der Abonnent nicht. Eine Sache ist heilig, wenn es heißt: das verlangt der Abonnent. Da es nun unsicher ist, wie der Abonnent in neuen Fragen denkt, die eben die Zeit erst bringt, werden sie lieber, bis man seine Neigung kennt, so lange ängstlich verschwiegen. Eine Sache muß erst unter den Abonnenten ausgemacht sein, um in die Presse zu dringen. Die Presse sagt heute, was der Abonnent gestern gedacht hat, und sie wird morgen sagen, was er heute denkt. Sie ist immer behutsam um eine Idee hinter dem Abonnenten. Sie ist ein Arsenal aller gestrigen Gedanken.

Das ist die übliche Weise. Aber man darf nicht glauben, daß keine andere möglich ist. Das wird wohl so gesagt. Aber es ist falsch. Man braucht nur nach London oder Paris zu sehen. Dort will die Presse umgekehrt die Brücke zwischen den Denkern und der Menge sein. Sie will nicht die Gedanken von den Abonnenten nehmen; sie will den Abonnenten Gedanken bringen. Sie will die erste sein, die neuen Regungen der Zeit zu vernehmen und zu verkünden. Sie will immer um eine Idee vor dem Abonnenten sein und holt die Werte von morgen. So kann man aus der Pariser Presse von 1890 die Stimmungen, Dogmen und Moden hören, die um dieses Jahr die geistigen Führer haben, aber die gelassen gehorsame Menge erst um 1900 oder später haben wird.

Ich will nicht fragen, was besser ist. Es gibt eben mehr Arten, dem Herrn Publicus zu dienen. Man kann ein Markt sein, wo er Neues holt, und man kann ein Kasten sein, wo er das Alte verwahrt. Beides ist nützlich und die zwei Gattungen könnten sich ganz gut vertragen. Ja, einer späteren Geschichte der Ideen möchte es sehr förderlich sein, da man dann genau ihren ganzen Verlauf kontrollieren könnte, wie jede zuerst in dieser neuen Gattung von Zeitungen, die in die Abonnenten hinein rufen, angemeldet, allmählich verständlich, ja am Ende unentbehrlich würde, bis sie so schließlich wie in eine Academie und Bathalla auch in jene alte Gattung von Zeitungen käme, die aus den Abonnenten heraus schallen.